

Am nächsten Tag folgte der geplante Sturmangriff. Das erste Bataillon trug ihn vor. Die durch die nächtlichen Sprengungen gewarnten Österreicher lagen auf der Lauer. Die Maschinengewehre mähten die ersten Sturmwellen nieder; das Bataillon erreichte nicht einmal die Schützengräben. Das enge Tal war den ganzen Tag lang von den Schmerzensschreien der Verwundeten erfüllt.

Ohne Artillerie war an die Eroberung derart stark verteidigter Stellungen nicht zu denken. Trotzdem versuchte es das zweite Bataillon noch einmal, doch war auch dieser Sturmangriff vergeblich. Allmählich verließ uns alle der Mut. Mit Schrecken beobachteten die Soldaten die Ankunft neuer Sprengrohre: Wenn bei Nacht gesprengt wurde, wurde am folgenden Tag angegriffen. Es waren grauenvolle Tage.

Um den Feind an die Sprengungen zu gewöhnen, wurden allnächtlich, eine Woche lang, Dynamitrohre ausgelegt und zur Detonation gebracht, ohne daß am nächsten Tag ein Angriff stattgefunden hätte. In den Stäben meinte man, man werde auf diese Weise nach der Zerstörung der Drahtverhaue plötzlich einen Überraschungsangriff unternehmen können. Die sich ständig wiederholenden nächtlichen Expeditionen forderten jedoch Tote und Verwundete, und die Zahl der sich freiwillig meldenden Soldaten wurde immer geringer. Schließlich mußte man den Gruppen turnusweise den Einsatz befehlen. *Zio Francesco* ging jedesmal freiwillig mit, und er kehrte auch immer mit heiler Haut zurück. Eines Nachts blieb jedoch auch er aus. Der Kamerad, der mit ihm zusammen das Rohr

getragen hatte, barg später seinen Leichnam. Beim Rechnungsführer der zehnten Kompanie fand man die Aufstellung seiner Ersparnisse. Die zehn Lire Freiwilligenprämie hatte er regelmäßig der Familie geschickt. Armer *zio* Francesco! Seine alten Kameraden, die Veteranen, erhielten die Erlaubnis, ihn auf dem letzten Weg in den Friedhof von Gallio zu begleiten. Ich war mit ihnen. So wenige waren von uns noch übrig. Von der alten Brigade im Karst ging auf der Hochebene von Asiago einer nach dem andern dahin.

Als ältester Offizier hatte Hauptmann Bravini, ein Neuankömmling, die Führung des Bataillons übernommen. Er war ein junger Berufsoffizier und zerriß sich förmlich, um das Bataillon neu zu formieren. Aber nach zwei Tagen entdeckte auch er den Kognak; zuerst trank er heimlich, bald offen, und schließlich suchte er auch meine Kognakration wie einen kostbaren Schatz. So viele detonierte Sprengrohre erforderten schließlich einen Angriff. Der Kommandant des zweiten Bataillons unseres Regiments, Major Carriera, war in jenen Tagen zum Oberstleutnant befördert worden. Ihm wurde die Aufgabe zuteil, den Angriff in unserem Abschnitt zu leiten. Auch mein Bataillon wurde für dieses Unternehmen seinem Befehl unterstellt. Carriera war ein überaus energischer Mann. General Leone schätzte ihn sehr, und der Major hegte seinerseits größte Hochachtung für den General. Sie waren wie füreinander geschaffen. Nachdem Carriera die Leitung der Operation übertragen worden war, gönnte er sich kein Auge voll Schlaf mehr, weder bei Nacht noch bei Tag. Er wollte ein Vorbild sein. Folglich war er unermüdlich. Nach durchwachter Nacht trieb er am Morgen eine Stunde lang schwedische Gymnastik, und er verlangte, daß der Bataillonsadjutant diese Übungen mitmachte. Dieser war von schwächlicher Konstitution, und die Gymnastik griff seine Gesundheit an.

Der Oberstleutnant entwarf den folgenden Plan: bei Nacht die üblichen Sprengungen mit den Rohren; am Morgen Einsatz von Patrouillen, die mit Drahtscheren die Breschen in den Verhaueu erweitern sollten; unmittelbar danach – Angriff. Er hatte die gewohnte Strategie um die Variante der Drahtscheren bereichert. Als ich von den Drahtscheren reden hörte, standen mir die Haare zu Berge. Dieser

Instrumente wegen hatten wir im Karst die besten Soldaten unter den feindlichen Verhaufen verloren. Hauptmann Bravini, selbst Bataillonskommandant, aber im Rang niedriger als Carriera, tat widerspruchslos alles, was der Oberstleutnant befahl.

Nachts krachten wieder die Sprengrohre. Ich hatte die Drahtscheren unseres Bataillons versteckt. Bei Tagesanbruch schrie der Oberstleutnant nach den Scheren, und Bravini suchte vergeblich danach. Es blieb nichts anderes übrig, als auf unsere Drahtscheren zu verzichten.

Der Oberstleutnant ließ den Bataillonsadjutanten kommen und fragte:

„Gibt es beim zweiten Bataillon noch Drahtscheren?“

Ich hoffte, er würde nein sagen, da ich ihn eingeweiht hatte. Auch er war mit im Karst gewesen und kannte die Folgen der Drahtschereinsätze. Der Adjutant, ein Oberleutnant, dachte angestrengt nach und antwortete:

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant. Sieben Stück. Fünf davon in erstklassigem Zustand. Drei große und zwei kleine.“

Da packten ihn doch noch Skrupel. Er holte das Notizbuch aus der Tasche, sah nach und korrigierte sich:

„Vier davon in gutem Zustand, zwei große und zwei kleine.“

Er war Griechischprofessor in der Gegend von Bologna und hatte einen Hang zur Pedanterie, auch in den geringsten Details.

Ich stand in seiner Nähe und raunte ihm verächtlich ins Ohr:

„Du wirst mit deinen Scheren noch Karriere machen.“

„Ich tue meine Pflicht“, antwortete er gemessen.

Die Drahtscheren – alle sieben – waren sofort zur Stelle. Das erste Licht des heraufdämmernden Tages sickerte in den Wald ein, doch konnten wir in dem schwach erhellten Dunkel einander kaum sehen.

„Herr Hauptmann“, befahl der Oberstleutnant meinem Bataillonsführer, „lassen Sie einen Offizier und zwei Mann vorgehen, um die Verhaue zu erkunden und um die Breschen mit den Scheren zu erweitern.“

Der Hauptmann befahl, daß Oberleutnant Avellini von der neunten Kompanie mit zwei Soldaten hinausgehen sollte. Avellini, ein junger Berufsoffizier, war erst kürzlich zum Bataillon gestoßen.

Er kam, nahm den Befehl entgegen und sagte kein Wort. Er griff nach den Drahtscheren, gab je eine den Soldaten, die dritte behielt er selbst. Mit einem Sprung war er aus dem Graben und verschwand, gefolgt von den beiden Begleitern.

Einige Minuten vergingen; kein ungewöhnliches Geräusch war zu hören. Die Schüsse der Posten fielen in regelmäßigen, normalen Abständen. Ich gab Hauptmann Bravini zu bedenken:

„Wenn die Unsern die Verhaue erkunden und die Drähte zerschneiden sollen, werden sie Licht brauchen. Wenn es jedoch hell ist, werden auch die Österreicher sehen und auf die Unsern schießen. Die feindlichen Gräben müßten vollkommen leer sein, wenn so etwas gut ausgehen soll.“

Der Hauptmann war nervös. Er sagte nichts, doch sah man ihm an, daß auch er sich Rechenschaft darüber ablegte, wie schwierig das Unterfangen war. Die Feldflasche mit dem Kognak hatte er halb leer getrunken.

Das Feuer vom österreichischen Graben wurde heftiger. Das waren nicht nur die Wachposten, die schossen. Es fielen mehr Schüsse, und dann feuerte die ganze Linie. Die Unsern waren also entdeckt worden. Wir konnten von unseren Gräben aus nicht genau erkennen, was vorging.

„Kein Zweifel“, sagte ich flüsternd zu Bravini, „sie schießen auf die Unsern. Derartige Unternehmungen sind nur nachts möglich, wenn es ganz finster ist. Aber nachts sieht man nichts. Sie sind also bei Tag und Nacht unmöglich. Wir brauchen Artillerie. Ohne Artillerie kommen wir hier nicht voran.“

„Wir brauchen Artillerie“, echote der Hauptmann. Die Feldflasche schien ihm an die Lippen gewachsen zu sein. Auch der Oberstleutnant war nervös. Schweigend ging er im Graben auf und ab. Sein Adjutant folgte ihm, auf und ab, wie ein Schatten.

Durch die Schießscharten sahen wir Oberleutnant Avellini und einen Soldaten aus dem Unterholz kommen; sie waren dicht vor unseren Gräben. Wir rissen ein paar Sandsäcke aus der Wehr und halfen ihnen hereinzuklettern. Der Soldat war an einem Bein verwundet. Die Uniformbluse Avellinis war an der Seite mehrfach von Kugeln

aufgerissen, ohne daß er selbst einen Kratzer davongetragen hatte. Er erstattete dem Oberstleutnant Meldung. Der zweite Soldat lag tot vor den österreichischen Verhauen. Die Österreicher hatten während der Nacht die von unseren Sprengungen aufgerissenen Breschen mit spanischen Reitern wieder gesperrt. Nur da und dort waren noch Lücken im Drahtverhau, durch die sich aber höchstens ein einzelner Mann hätte zwängen können. Die Österreicher hatten Alarm gegeben.

Die Drahtscheren schnitten nicht. Avellini hielt seine Drahtschere noch in der Hand und demonstrierte das dem Oberstleutnant. Im Graben lagen große Rollen Stacheldraht. Er griff nach einem Drahtende, nahm die Drahtschere und drückte sie zu. Die Schneidblätter glitten völlig wirkungslos über den Draht. Verärgert beobachtete der Oberstleutnant die Demonstration. Dann nahm er die Schere und versuchte selber, einen Draht durchzutrennen. Trotz schwedischer Gymnastik war er eher schwerfällig und tolpatschig; es fehlte nicht viel, daß er sich verletzt hätte. Er wiederholte das Experiment mehrmals, jedesmal mit dem gleichen Erfolg: Der Draht blieb intakt. Er ließ die Drahtschere fallen.

Der Griechischprofessor nahm eine der Scheren, die auf dem Boden liegengeblieben waren, eine von den sieben, und probierte sie am Draht aus. Sie schnitt.

„Aber die funktioniert ausgezeichnet“, sagte er triumphierend zum Oberstleutnant.

„Sie funktioniert?“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant, sie schneidet.“

Und ein zweites Mal führte er uns allen seine Entdeckung vor.

„Dann“, sagte der Oberstleutnant, „dann müssen wir den Versuch wiederholen.“

„Aber es geht ja gar nicht um die Drahtscheren“, sagte ich, indem ich an die Seite des Hauptmanns Bravini trat und mich an diesen wandte. „Es könnten alle Scheren schneiden, und es könnten die besten Drahtscheren der Armee sein, die Situation wird dadurch nicht verändert. Die Österreicher brauchen doch nur auf uns zu warten und jeden aus nächster Nähe zu erschießen, der sich den Verhauen nähert, ob mit oder ohne Drahtschere.“

„Hier befehle ich!“ sagte der Oberstleutnant. „Und ich habe nicht nach Ihrer Meinung gefragt.“

Mein Hauptmann blieb stumm, und auch ich verzichtete auf eine Antwort.

Der Oberstleutnant fragte Bravini nach dem Namen eines anderen Offiziers des Bataillons, der mit den Drahtscheren vorgeschickt werden könnte.

Der Hauptmann versuchte gar nicht, Widerstand zu leisten. Er nannte gleich den Namen des Oberleutnants Santini und fügte hinzu, daß keiner das Terrain so gut kenne wie dieser. Er ließ Santini durch eine Ordonnanz holen. Es war nun schon heller geworden, und wir konnten den Verlauf der feindlichen Gräben deutlich erkennen. Jedermann mußte einsehen, daß Santini in einen sinnlosen Tod geschickt werden sollte.

Ich wagte noch einen Einwand:

„Es ist jetzt schon sehr hell“, sagte ich. „Außerdem ist Santini erst heute nacht mit den Rohren draußen gewesen. Könnte man das Ganze nicht verschieben auf morgen, oder bis es dämmt?“

Mein Hauptmann riskierte kein Wort zu meiner Unterstützung. Der Oberstleutnant warf mir einen feindseligen Blick zu und sagte: „Nehmen Sie Haltung an, und schweigen Sie!“

Der Griechischprofessor ging mit der Drahtschere in der Hand im Kreis herum und demonstrierte allen Offizieren und Soldaten, wie hervorragend sie funktionierte.

Santini kam, hinter ihm sein Meldegänger. Der Oberstleutnant setzte ihm auseinander, was man von ihm erwartete, und fragte, ob er bereit sei, freiwillig zu gehen.

Santini war mutig und ein wenig zu stolz. Ich fürchtete, er würde ja sagen. Ich näherte mich ihm und raunte ihm zu:

„Sag nein.“ Dabei zupfte ich ihn am Saum der Uniformbluse.

„Es ist ein unmögliches Unternehmen“, antwortete Santini. „Es ist viel zu spät dazu.“

„Ich habe nicht gefragt, ob es früh oder spät ist“, warf der Oberstleutnant ein. „Ich habe Sie gefragt, ob Sie freiwillig gehen wollen.“

Ich zog wieder an Santinis Bluse.

„Nein, Herr Oberstleutnant“, antwortete Santini.

Der Oberstleutnant starrte Santini an, als weigerte er sich, das Gehörte zu glauben; er blickte auf Bravini, blickte auf mich und blickte der Reihe nach alle anderen an, Offiziere und Soldaten, die, an die Grabenwände gelehnt, in der Nähe standen, und rief dann aus:

„Das ist Feigheit!“

„Sie haben mich etwas gefragt, und ich habe geantwortet. Hier ist weder von Feigheit noch von Tapferkeit die Rede.“

„Sie melden sich also nicht freiwillig?“ fragte der Oberstleutnant.

„Nein, Herr Oberstleutnant.“

„Gut. Dann befehle ich Ihnen. Ich sage: Ich befehle Ihnen, daß Sie dennoch hinausgehen, und zwar sofort.“

Der Oberstleutnant sprach ruhig. Seine Stimme klang freundlich, beinahe bittend. Aber sein Blick war hart.

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant“, sagte Santini. „Wenn Sie es befehlen, dann muß ich es auch tun.“

„Aber einen solchen Befehl kann man nicht ausführen“, wandte ich mich an Hauptmann Bravini, in der Hoffnung, er werde eingreifen. Aber der blieb stumm.

„Nehmen Sie die Drahtscheren“, befahl der Oberstleutnant mit weicher Stimme und kalten Augen.

Der Bataillonsadjutant kam mit den Scheren heran. Er ging dicht an mir vorbei. Ich konnte nicht an mich halten und schrie ihn an:

„Du könntest ja auch hinausgehen mit deinen verdammten Scheren!“

Der Oberstleutnant hörte mich, doch wandte er sich an Santini:

„Gehen Sie nun, Herr Oberleutnant!“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.“

Santini nahm die Scheren. Dann schnallte er einen Hirschfänger – ein aus Wien stammendes Beutestück – vom Gürtel und reichte ihn mir.

„Behalte ihn, zur Erinnerung“, sagte er.

Er war blaß. Er zog die Pistole und sprang aus dem Graben. Die

Ordonnanz, die keiner von uns beachtet hatte, nachdem sie mit dem Oberleutnant zurückgekommen war, griff nach einer Schere und folgte Santini.

Ich stand da, den Hirschfänger in der Hand. Hauptmann Bravini hatte die Feldflasche an den Lippen. Ich stürzte zur nächsten Schießscharte.

Die beiden schritten aufrecht, einer an der Seite des andern, auf die feindlichen Gräben zu. Es war längst Tag.

Die Österreicher schossen nicht, obwohl die beiden völlig ungedeckt vorgingen.

Von uns aus waren es nicht mehr als fünfzig Meter zu den Gräben der Österreicher. Es gab nur wenige Bäume, aber dichtes Niederholz. Wenn sie sich hinter den Latschen zu Boden geworfen hätten, wären sie ungesehen bis zu den Verhauen gelangt. Santini steckte die Pistole wieder ein und behielt nur die Schere in der Hand. Die Ordonnanz blieb immer an seiner Seite, in der einen Hand das Gewehr, in der andern die Schere. Nun waren sie an den Verhauen angelangt und blieben stehen. Aus den Schützengräben fiel kein Schuß. Mein Herz hämmerte. Einen Augenblick lang nahm ich das Gesicht von der Schießscharte und sah mich im Graben um: Alle standen an den Schießscharten.

Wie lange mochten die beiden dort vor den Verhauen gestanden sein? Ich weiß es nicht.

Santini gab schließlich seinem Kameraden mit der Hand ein Zeichen zurückzugehen; er wiederholte die Geste mehrmals. Vielleicht hoffte er, ihn retten zu können. Aber es war die Gebärde eines müden, entmutigten Mannes. Der Soldat blieb an seiner Seite. Santini kniete vor dem Verhau nieder und begann, mit der Schere die Drähte zu zerschneiden. Der Meldegänger tat desgleichen. Da knatterte eine Gewehrsalve aus den feindlichen Gräben. Die beiden stürzten zu Boden.

In unserem Graben begannen Maschinengewehre und Gewehre zu feuern: eine wütende, aber sinnlose Vergeltungsmaßnahme.

Ich trennte mich von der Schießscharte und suchte den Griechischprofessor.

„Nach diesem grandiosen Unternehmen könnt ihr befriedigt essen gehen“, fuhr ich ihn an.

Er antwortete nicht und sah mich gequält an. Er hatte Tränen in den Augen. In mir aber war alles in Aufruhr, und ich konnte mich nicht zurückhalten:

„Du und dein Stratege, ihr zwei müßt jetzt hinausgehen auf Patrouille mit deinen Scheren und die von Santini und der Ordnonanz unterbrochene Arbeit fortsetzen.“

„Wenn es mir befohlen wird, gehe ich sofort hinaus“, sagte er.

Der Oberstleutnant hatte den Angriff beider Bataillone für Punkt acht Uhr festgesetzt. Der Regiments- und der Brigadekommandant kamen in die vorderste Linie und sagten den Angriff ab.

In der folgenden Nacht brachte der Train wieder Sprengrohre und Schnaps. Der Angriff war nur verschoben. Der Offensivkrieg ging weiter.